

stützt sich dabei auf einen reichhaltigen Korpus an qualitativen und quantitativen empirischen Daten, die er mit Hilfe der Teilnehmenden Beobachtung, von informellen Gesprächen und Interviews, Umfragen und Archivrecherchen erhoben hat.

Im Gegensatz zum bisherigen Diktum des Teilhabe- und Integrationsanspruchs von Seiten der Bürger an den Staat macht Mühlfried die Ambivalenz des Staates und die Distanz der Bürger zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Für die Sowjetzeit kann er vier verschiedene Phasen der regionalen Politik gegenüber Tuschetien unterscheiden, weshalb er den sozialistischen Staat nicht nur als Versorger, sondern auch als unzuverlässig, erratisch, definiert. Doch auch in der postsozialistischen Zeit verändert der Staat beständig seine Praxis. Für die ersten Jahre definiert Mühlfried Georgien in Anschluss an die gängige wissenschaftliche Diskussion als *failed state*. Diesem folgte ein sogenannter pragmatischer Staat, der Aufgaben, die er nicht leisten kann, auslagerte. 1999 übernahm die OSZE die Kontrolle der Grenze zu Russland und versorgte die einheimische Bevölkerung nebenbei mit Arbeitsplätzen und lebenswichtigen infrastrukturellen Leistungen. Nach Abzug der OSZE wurde die Georgische Orthodoxe Kirche (die institutionell und kulturell ein Repräsentant des Staates und Georgiens ist) in der Region aktiv, sie schritt mit einer Ikone die Landesgrenzen ab, auch den tuschetischen Abschnitt, sie begann wöchentlich Messen in der Region abzuhalten, es wurden Baupläne für eine Kirche an der Grenze erstellt. Mühlfried nennt dies den orthodoxen Staat.

Diese Unberechenbarkeit führt dazu, argumentiert er weiter, dass Bürger auch Distanz gegenüber dem Staat wahren, das heißt Vorkehrungen zur eigenen Absicherung und Unabhängigkeit vom Staat treffen. Um diese Maßnahmen zu benennen, leiht er sich den Begriff der Reserven (Hauschild 2003, 2008), der hier Dinge, Orte oder Praxen bezeichnet, die dem Zugriff des Staates entzogen werden. Mühlfried findet in Tuschetien Reserven konzeptioneller, symbolischer und materieller Art vor. Als eine der wichtigsten Reserven konzeptioneller Art identifiziert er die transhumante Lebensweise, die die Tuschen seit mehreren Jahrhunderten zu regionalen "Globetrottern" mit vielfältigen Erfahrungen in der Selbstorganisation machte. So half ihnen der sommerliche Wechsel mit den Herden ins Hochland, die Zwangsumsiedlung ins Tiefland in den 1950ern und 1960ern abzufedern. Aktuell spiegelt sich diese Lebensweise in der Arbeitsmigration vieler Tuschen ins Ausland wider. Zu den beliebtesten Arbeitsmigrationsrouten bei Männern, obwohl auch illegal, gehören die Wege auf die Baustellen des Nordkaukasus und der russischen Großstädte, wie Mühlfried in vielen Gesprächen ermitteln konnte. Die im Vergleich zu Westeuropa geringe Entfernung und die saisonale Organisation der Branche ermöglichen einen Jahresrhythmus, der der traditionellen Zirkulation ähnelt. Eine weitere Reserve kultureller Art stellen beispielsweise auch die heiligen Orte in den Bergen dar, die ihnen als Zeugnisse ihrer kulturellen Besonderheit eine gewisse Distanz zum Staat ermöglichte und Eigenständigkeit sicherte.

Diese Reserven, so legt Mühlfried weiter dar, eröffnen

den Tuschen transregionale und neuerdings auch transnationale Handlungsspielräume. Aihwa Ong (1999) hat am Beispiel der Hongkonger Businesseliten dargelegt, dass transnationale ökonomische Praktiken auch neue Formen der Identitätskonstruktion hervorbringen, die sie als *flexible citizenship* bezeichnete. Was Ong in ihren Ausführungen als Effekt einer urbanen Hyper-Globalisierung bezeichnet, öffnet Mühlfried analytisch für die Beschreibung anderer sozialer Gruppen und sozio-historische Settings. Allerdings, so resümiert er abschließend, wirken die neoliberalen Politiken des neuen Staates totalitärer als die des sowjetischen, denn sie reduzieren die Beweglichkeit und die Reserven der Tuschen drastisch, so werden viele durch die restriktiven Migrationspolitiken und Arbeitsvisaregime in die Illegalität getrieben. Dieses Risiko, das einige eingehen, vergrößert zwar ihren Handlungsspielraum zu Hause, doch ihr Einsatz ist, ganz im Gegensatz zur Hongkonger Businesselite, weitaus größer. Wie Mühlfrieds Empirie zeigt, ist dieses Risiko eine Folge der neuen Grenzsicherungen, die, wie es scheint, zum Teil nationalstaatlich organisiert sind, zum Teil aber auch den Logiken globaler neoliberaler Politiken entspringen, ein Punkt, den der Autor theoretisch leider nicht weiter reflektiert.

Alles in allem machen Mühlfrieds kritische Lesart der bisherigen Literatur zum Staatsbürgerschaftsansatz und seine Diskussion zur qualitativen Aussagekraft des Begriffs die Lektüre äußerst lesenswert. Er hat eine dichte Abhandlung geschaffen, die die theoretische Ebene mit einer aussagekräftigen Empirie über die tuschetischen Arbeitspraktiken und die Bedingungen ihrer Migration verbindet.

Madlen Pilz

Müller, Juliane: Migration, Geschlecht und Fußball zwischen Bolivien und Spanien. Netzwerke – Räume – Körper. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2013. 224 pp. ISBN 978-3-496-02846-8. Preis: € 39,00

Juliane Müller legt mit diesem Buch, ihrer überarbeiteten Dissertation (Martin-Luther-Universität Halle, 2011), eine aufgrund ihrer theoretisch-methodologischen Zugänge ausgesprochen originelle und innovative Studie vor, die Arbeitswanderungen aus Südamerika nach Spanien zwischen 2003 und 2008 sowie die Fußballpraxis von bolivianischen Migrantinnen miteinander verknüpft. Müller fokussiert ihre Arbeit auf diese Zeit eines neuartigen Immigrationsprozesses nach Spanien, der insbesondere in den zentralen Andenstaaten seine Ausgangspunkte hat. Es sind vor allem Frauen aus den marginalen Vierteln bolivianischer und ekuadorianischer Großstädte, die in Spanien Fußball-Ligen organisieren. Sie produzieren damit einen besonderen Raum für Praktiken der Migration, die die Autorin in ihrer Studie am Beispiel bolivianischer Fußballerinnen in Sevilla und ausgehend von den Kategorien Netzwerke, Räume, Körper untersucht. Ein Ansatzpunkt ist, dass der Fußballsport in den Herkunftsländern keine reine Freizeitbeschäftigung darstellt, sondern populäre Ausdrucksformen aufweist, die als Katalysatoren kultureller und soziopolitischer Dynamiken dienen, aber auch soziale Strukturen und Organisationsformen konsolidieren und perpetuieren. Die Studie, die die Fuß-

ballpraxis bolivianischer Migrantinnen und Migranten “als ein soziales, kulturelles und subjektiv-körperliches Phänomen” (14) untersucht, schließt eine Forschungslücke sowohl Europa als auch Südamerika betreffend. Sie zeichnet sich vor allem durch ihre sorgfältig und gut durchdachten methodisch-theoretischen Zugänge sowie deren Reflektion aus.

In ihrer Feldforschung führte Müller Interviews, Beobachtungen, Teilnehmende Beobachtung und “Beobachtende Teilnahme” durch. Letzteres bedeutet, dass die Autorin als Spielerin im “Feld” selbst teilgenommen hat. Dies ist ein methodisch besonders wichtiger Aspekt der Feldforschung, der es Müller erlaubt, den Körper als Analysekategorie aufzunehmen. Indem sich die Autorin am Training und an den Spielen selbst beteiligte, instrumentalisierte sie ihre eigene Physis für die Datenerhebung, d. h. für die Annäherung an die Leibeserfahrungen bolivianischer Frauen auf dem Sportfeld. Die Autorin strebt damit nicht nur eine Ethnologie *des* Körpers, sondern eine *vom Körper ausgehende* Ethnologie an. Ihr zentrales methodologisches Instrument ist das *Habitus*konzept von Pierre Bourdieu. Der Autorin geht es darum, im Feld soziale Praxis mit- und nachzuvollziehen. Es analysiert den *Habitus*-Prozess und nicht das “Endprodukt” des *Habitus*. Ihr Interesse ist darauf gerichtet, wie Lern- und Inkorporationsprozesse ablaufen, um praktisches Wissen und vor allem die nichtdiskursiven Aspekte von Kultur erkennen zu können. Durch die tiefgründige analytische Reflektion ihrer aktiven Teilnahme an der Sportpraxis der Migrantinnen sowie der anderen Feldforschungsmethoden gelingt es der Autorin, Lebensverhältnisse und Fußballpraxis der bolivianischen Frauen besonders “dicht” in einer sehr präzisen Sprache darzustellen.

Die Arbeit ist klar in verschiedene Analyseebenen auf der Makro-, Meso- und Mikroebene sowie nach Themen gegliedert. Kapitel I, in dem auf der Makroebene die Migrationspolitik in Spanien dargestellt wird, folgen im Kapitel II auf einer mittleren Analyseebene sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Arbeitswanderungen sowie auf die Herausbildung von Netzwerken – die sie als breitere und diffuse Migrationsnetzwerke beschreibt – und Gruppen in der Aneignung und Nutzung des urbanen Raums für den Fußball. Dabei handelt es sich um marginale Räume im Norden Sevillas, die trotz ihrer Marginalität Räume fortlaufender sozialer Aushandlungsprozesse sind. Kapitel III fokussiert auf die Mikroebene; hier werden die Lebensgeschichten und “Sportbiografien” der Spielerinnen und die Bedeutung von Fußball in einer geschlechterspezifischen Perspektive herausgearbeitet. Müller zeigt die Geschlechterkonstruktionen im Fußball in den migrantischen Räumen Sevillas, wo Fußballerinnen aus indigen-kleinbäuerlichen Verhältnissen spielen, im Unterschied zu denen in bürgerlich-europäischen Räumen auf. Kulturelle Geschlechterbilder und Geschlechterdifferenz im Sport, so die Autorin, sind nicht von den übergeordneten gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen zu trennen. Das impliziert, dass die Legitimität der Fußballpraxis bolivianischer Frauen auf das Ideal und die politische Praxis der in andinen bolivianischen Räumen gültigen Geschlechterkomplementarität zurückzuführen

sind. Körperbilder differieren erheblich von westlich-bürgerlichen Vorstellungen eines “zarten” Geschlechts. Trotz der Unterschiede ist die weibliche Fußballpraxis der Migrantinnen aber in einen globalen, emanzipatorischen Analyserahmen zu stellen. Kapitel IV präsentiert schließlich Spielformate und Wettkämpfe als soziale Ereignisse sowie als performative und rituelle Handlungsabläufe, in denen die Prinzipien der Organisation des Fußballs, die Absichten der Akteure und Dynamiken der Wettkämpfe je nach unterschiedlichen soziokulturellen Kontexten gestaltet werden.

Die Studie von Müller verdeutlicht, dass der Fußball trotz seiner Homogenisierung auf der professionellen globalen Ebene ein lokales Phänomen mit alltagspraktischen, kultur- und schichtspezifischen Ausprägungen bleibt. Die Autorin schlussfolgert, dass migrationsbedingte gesellschaftliche Veränderungen sich im Fußball äußern, diese spezifische Fußballpraxis aber auch wieder in einem ganz bestimmten Verhältnis zum Migrationsprozess, seinen Wandlungen und Kontinuitäten zu sehen ist. Die nach habituellen Gewohnheiten organisierten fußballerischen Aktivitäten sind gleichzeitig Re-Semantisierungen unterworfen. Forderungen nach gesellschaftlicher Inklusion werden aber auch als bewusstes Mittel ethnischer Abgrenzung und transnationaler Orientierung verstanden. Im bolivianischen Frauenfußball finden größere Bedeutungsverschiebungen statt als im Männerfußball. Die Frauen nutzen Freiräume, die sie durch eine größere ökonomische Selbständigkeit erzielen, für Fußball; Sport und Spiel bedeuten eine vorübergehende Freiheit von den Produktions- und Reproduktionsaufgaben. Selten verbal zur Sprache kommende positive Seiten eines Lebens in der Migration werden in der exzessiven Körpersprache des Fußballs gefasst. Damit kommen nichtdiskursive Aspekte biografischer Erfahrungen der Frauen zum Ausdruck, die Teil von subjektiven Sinngebungsprozessen sind.

Im Krisenjahr 2013 beobachtete die Autorin allerdings einen Rückgang in der formalisierten migrantischen Fußballpraxis. Dies zeigt, so Müller, dass kaum Aussagen über weitergehende Veränderungen der Geschlechterverhältnisse getroffen werden können. Abschließend konzeptualisiert die Autorin den andin-südamerikanischen Migrantinnenfußball in Sevilla mit Geertz als *Dramatisierung* sozialer Positionen und Erwartungen sowie als Kanalisierung von Gefühlen. Der migrantische Frauenfußball symbolisiert eine vorübergehende soziale Ungebundenheit sowie ambivalente Erfahrungen und Positionen, ohne dass es zu Veränderungen der Geschlechterverhältnisse außerhalb des “Feldes Sport” kommen muss.

Diese Ethnografie ist beispielhaft in der beständigen Weiterentwicklung theoretischer Grundannahmen im Zuge der Fortentwicklung der empirischen Praxis der Forscherin. Nicht zuletzt dies macht die Darstellung eines bisher wenig bearbeiteten Themenfelds globaler Prozesse in lokalen Räumen so überaus lesenswert.

Karoline Noack

Noack, Karoline, und Martin Künne: Die Sammlung Walter Lehmann am Ethnologischen Museum Ber-